

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1901)
Heft: 1

Artikel: Ein Ausflug auf den Aetna
Autor: Schlatter, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Ausflug auf den Aetna.*)

Von Wilh. Schlatter in Catania.

Das erste Glied der vulkanischen Kette, welche sich von Neapel bis nach Sizilien erstreckt, ist der Vesuv, und wenn wir uns in der Grosstadt auf einem der Dampfer einschiffen, die zweimal in der Woche nach Messina fahren, so können wir die übrigen Glieder, d. h. den rauchenden Stromboli, Vulcano u. s. w. inmitten der Liparischen Inseln, im Vorbeifahren betrachten; wie armselig aber all diese Knirpse im Vergleich zum Aetna sind, davon überzeugen wir uns in Bälde! Im grauenden Morgen erblicken wir plötzlich den majestätischen Berg: allein steht er da, ein ungeheurer Kegel, dessen qualmender Gipfel bis in die Wolken ragt und dessen massive Basis ganz Sizilien zu bilden scheint.

In Messina nehmen wir die Bahn, um durch lachende Gelände nach Catania zu fahren, zur Linken das blaue Meer, zur Rechten die Ausläufer des Gebirges. Ein herrlicher Punkt, der auf der Fahrt berührt wird, ist das Städtchen Taormina, einst die schönste und reichste Stadt Siziliens und dessen Hauptstadt. Von den berühmten Ruinen des Amphitheaters aus, das über der Stadt sich befindet, bietet sich dem Blick des Wanderers ein wunderschönes Panorama dar. Unter sich erblickt er Taormina, dann einige andere Ortschaften, im Hintergrund aber erhebt sich der gewaltige Aetna. Unser Blick umfasst ihn in seiner ganzen Ausdehnung, von seinem Gipfel bis zu seiner Basis, welche sich im blauen, den immer klaren Himmel Siziliens widerspiegelnden Meere badet.

Nicht mindere Aufmerksamkeit verdient ein zweiter Punkt auf der Weiterfahrt nach Catania über die erstarrten Lavaströme von

*) Wir glauben, den Lesern der „Mitteilungen“ durch Wiedergabe dieser Arbeit eines in Catania niedergelassenen St. Gallers einen Dienst zu thun. Sie wurde uns von der Redaktion der „Allg. Schweizer-Zeitung“, in deren Sonntags-Beilage sie erschienen ist, freundlich überlassen. Red.

396 v. Chr. und 1320 n. Chr. weg und durch das üppige, reichgesegnete Gebiet, dessen köstlicher Wein nach aller Herren Ländern geht. Es ist die Küste zwischen dem 40,000 Einwohner zählenden Acireale und Catania, das von dort in einer halben Stunde mit der Bahn erreicht wird, wobei es erst durch offene Galerien und Tunnels, welche durch lehmige, von Basalt gehobene Hügel getrieben sind, dann über massive Laven und Schlacken geht, welche die Annäherung an den lebenden Krater ankünden. Kein Wunder, dass die antike Sage diese Gegend sich zum Schauplatz auserwählt; hierher versetzte sie nicht nur Polyphem und die Cyklopen, sondern auch Akis und die Nymphe Galateia und nach dem verwundeten Akis, aus dessen Blut der Fluss Aci entstanden sein soll, tragen noch heute Fluss und Stadt ihren Namen. Heute ist es die Wissenschaft, welche sich mit dem Flusse und seinem Bette beschäftigt. Dieser floss früher ungehindert ins Meer; im Laufe der Zeit aber ergossen sich eine Reihe von Lavaströmen durch sein Bett herab dem Meere zu, um nun unterhalb von Acireale in ihrem jähen Absturz in die wogende Flut die sog. »Scala di Aci« zu bilden. Steigt man auf dieser 160 m. hohen »Treppe« zum Meere hinunter, so ist uns Gelegenheit geboten, die sieben nackten Lavaströme zu beobachten, wie sie einer über den andern geschichtet und durch Schlacken von einander getrennt sind.

Zweckmässigerweise mietet man nun eine Barke und lässt sich in die eigentümliche Grotta delle Palombe (Taubenhöhle) führen, welche unter diesen sieben Lavaflüssen sich befindet. Sie ist von prismatisch säulenförmigen Basalten gebildet und erinnert im Kleinen an die berühmte Fingalshöhle auf der Hebrideninsel Staffa. In der Nähe wird die einförmige schwarze Farbe der Lavamassen unweit vom Meeresufer durch eine orangefarbige Tönung unterbrochen; es ist dort eine Quelle von eisenhaltigem Mineralwasser, welche mit den anderen schwefelhaltigen Wassern von Santa Venera diesem Punkte der Aetnaküste eine ganz besondere Wichtigkeit verleiht. Auch in Acireale selbst ist ein grossartiges Schwefelbad mit Hotel und Pension.

Weiter fahrend, erreicht man in Bälde das Capo Molino und erblickt sieben kleine Inseln, die ganz von basaltischen Säulen gebildet und oft mit glänzenden Krystallen von Analcimen und anderen Mineralien geschmückt sind. Diese eigentümlichen Felsen wurden in längst vergangener Zeit durch unterseeische Eruptionen an die Oberfläche des Meeres gehoben und werden die Cyklopeninseln genannt. Diese Steinklippen der Faraglioniinseln, welche der Sage nach von der mächtigen Hand des geblendeten Polyphemos gegen den

fliehenden Odysseus geschleudert wurden, sind in geologischer und in mineralogischer Hinsicht von grösstem Belang, namentlich wenn man ihre Struktur mit Genauigkeit prüft und mit derjenigen der gegenüberliegenden Küste vergleicht, die von Hügeln von mergelartiger Formation einer geologischen Periode vor dem Quaternär gebildet ist. An diesem Orte, dem Schauplatze der ersten unterseeischen basaltischen Eruptionen, welche das unserer gegenwärtigen geologischen Epoche unmittelbar vorangegangene Entstehen des Aetna einleiteten, finden sich unwiderlegliche Beweise einer langsamen Erhebung des Bodens an dieser Küste Siziliens in einer beachtenswerten Ausdehnung. Auch für den Freund der Natur und Schönheit, nicht nur für den der Wissenschaft, hat aber ein Besuch dieser Gegend ihren ganz besondern Reiz. Die Landschaft hat hier ein ganz eigenümliches Gepräge; das Meer scheint von besonderer Durchsichtigkeit zu sein und glänzt in den bezauberndsten Farben. Leicht ersieht unser Auge auf dem Meeresgrund eine ganz ausserordentlich üppige Vegetation von Algen der zartesten Formen und prachtvollsten Farben, sowie Gorgonien, Korallen, Madreporarien u. s. w. Dazu kommt, dass nicht nur schöngeformte und buntfarbige, sondern auch ausserordentlich schmackhafte Fische, sowie verschiedene Specien von Mollusken, Crustaceen, Echiniten, Astaceen etc. hier gefangen werden. Im Grunde dieser basaltischen Landschaft aber, auf einer riesigen, vom Meere umfluteten Klippe, die ebenfalls aus Basalt besteht, doch von besonders globulärer Struktur und reich an zeolitischen Mineralien ist, erhebt sich die alte Burgruine Aci Castello, die dem unten stehenden Dorfe den Namen gegeben hat.

Je mehr wir uns auf der Weiterfahrt Catania nähern, um so mehr nehmen die Lavafelder aus allen Epochen zu und verwandeln ganze Landstriche in rauhe, schwarze Steinwüsten! Eines dieser Felder, das aus dem Jahre 1381 stammt, hebt sich durch Ausdehnung und dunkle Farbe besonders hervor, es ist besonders rauh und mit scharfkantigen Schlacken bedeckt. An der Küste aber finden wir pittoreske Grotten, die sich durch Aufblähen der noch teigförmigen Lava beim ersten Kontakt mit dem Meerwasser gebildet haben und jetzt dem Fischer angenehme Zufluchtsstätten gegen die Hitze der Mittagsstunden bieten. Ein anderes Lavafeld von vorgeschichtlicher Entstehung und grosser Ausdehnung wird Larmisi genannt, es trägt die Stadt Catania. In Catania selbst fällt uns ein weiterer ungeheurer Lavafluss durch seine Ausdehnung und dunkle Farbe in die Augen. Auf einer von ihm gebildeten Klippe steht der hohe, weisse Leucht-

turm. Entstanden ist diese Lava anno 1669 durch den überaus heftigen Ausbruch des Monti Rossi bei Nicolosi. Diesen schwach vier Wegstunden oberhalb Catania gelegenen Ort zerstörte dieser Lava-strom seinerzeit, während er auch den antiken Fluss Amenano bedeckte; ein Flösschen glashellen Wassers, das Ueberbleibsel des berühmten antiken Flusses, fliesst unter Lava von verschiedenen Generationen hindurch.

Catania, die schöne, volkreiche Stadt, ist, wie bekannt, am Fusse des Aetna gelegen; 730 v. Chr. von Griechen aus Naxos gebaut, war das alte »Catana« schon zur Zeit der römischen Herrschaft eine der volkreichsten Städte Siziliens. Ihr Anblick ist freundlich, und schöne Bauten, wie das griechische Theater und das berühmte Amphitheater sprechen noch von vergangener Grösse. Obwohl Catania ausser durch mehrfache Erdbeben, auch durch die Kriege mit den Saracenen, Normannen, Aragonesen etc. zu vielen Malen vollständig zerstört wurde, so ist es doch immer wieder aus seiner Asche erstanden und zwar schöner und reicher als je zuvor, dank der fabelhaften Fruchtbarkeit seines Territoriums, das sich im Süden in einer ungeheuern Ebene, der Piana di Catania, und im Norden in der weiten, den Fuss des Aetna bildenden Zone ausbreitet.

Besonders überwältigend wirkt die Catania beherrschende Masse des Aetna im Winter, wo der weisse Schneemantel, der die obern Regionen bedeckt, einen grellen Kontrast bildet zu dem milden, frühlingsgleichen Klima der untern Zone. Es ist nur naturgemäss, wenn eine reiche und durch ihre physikalischen Konditionen so bevorzugte Stadt die Rückwirkung eines so grossartigen Naturmoments auch in ihrem Bau und ihrer Anlage erkennen lässt: prächtige, breite Strassen, wie z. B. der superbe Corso Etneo, der, vom Meer ausgehend, in gerader 3 km. langer Linie in der Richtung auf den Aetna zu ganz Catania durchquert, sind geziert von zahlreichen schmucken Palästen.

Wenn wir den Aetna von einem freien Punkte aus betrachten, z. B. von der Villa Bellini aus, so erscheint er uns wie eine ungeheure Pyramide auf breiter Basis; in der That entspricht dieser Eindruck ziemlich seiner wirklichen Gestalt, denn er misst 36 km. im Durchmesser von Ost nach West, 39 km. Durchmesser von Nord nach Süd; im ganzen Umkreis aber begreift er eine elliptische Area von 144 Quadratmyriameter. Diese breite Basis beeinträchtigt etwas den Effekt der Höhe des Berges von 3314 m. Dennoch nennt ihn der altgriechische Dichter Pindar »Säule des Himmels«; man würde versucht sein, Pindar einer allzu lebhaften Phantasie zu zeihen, wenn

man sich nicht an die Perioden erinnerte, in welchen aus dem Krater ungeheure schwarze und des Nachts rotglühende Rauchmassen aufsteigen. Indem sich diese dann wirklich mit den Wolken und den höheren Luftschichten vermischen, scheint der Berg mit seiner Rauchsäule in der That den Himmel zu tragen. Man muss aber ausserdem bedenken, dass den Gelehrten des Altertums, Archimedes inbegriffen, selbst die annähernde Höhe des Aetna unbekannt war; da ferner der Glaube allgemein herrschte, dass der fabelhafte und gefürchtete Vulkan nicht besteigbar sei, so wäre eine übertriebene Meinung über seine Höhe im Altertum nicht unbegreiflich, und jedenfalls ist der Aetna mit den grossartigen Linien seiner Profile und seiner Krümmungen so geformt, dass man sich leicht über ihn hinsichtlich der Höhe, des Raumes und der Entfernung irren kann. So möchte man beim ersten Anblick des Aetna denn auch glauben, bei dem anscheinend ganz bequemen Ansteigen seiner Seiten sei sein Gipfel leicht zu erreichen; in Wirklichkeit bedarf es einer ermüdenden, 30 km. langen Reise von Catania aus, um sich die 3½ km. über Meeresniveau zu erheben, die der Vulkan misst.

Die Stadt Catania, welche bei einer mittleren Inklinatien von 7 bis 8 Grad an einer der am sanftesten ansteigenden Flanken des Aetna liegt, ist zum Ausgangspunkt für den Aufstieg am besten geeignet, schon weil wir uns hier alles nötige leicht verschaffen können, wie z. B. starkes Schuhwerk und auch Mundvorrat; denn nach Nicolosi ist gar nichts mehr zu finden. Die letzte Cisterne befindet sich bei der Casa del Bosco; in der Casa Inglese sind nur dünne Matratzen in kabinenartigen Gestellen zu haben, so dass wir selbst Kohlen und Kerzen mit uns nehmen müssen. Doch unterzieht man sich dem allem gerne, denn eine Reise bis auf den Gipfel, obwohl sie beschwerlich genug ist, lohnt sich in höchstem Masse. Vom fast tropischen Klima an seinem Fusse bis zu dem ewigen Schnee, den man an verschiedenen Stellen seines Gipfels findet und bis zum Innern seines schweflige Dämpfe ausströmenden Kraters bietet der Aetna stufenweise Uebergänge verschiedener Zonen, die man von Alters her in drei geteilt hat, in die kultivierte, die waldige und die wüste Zone. Die kultivierte Zone erhebt sich von Catania her nicht höher als 1300 m. über dem Meeresspiegel, während sie im Norden und Westen des Aetna noch niedriger ist. Auch bei den Alten war sie schon durch ihre fabelhafte Fruchtbarkeit berühmt und bei seiner Werbung um die Liebe der Galateia beschreibt Polyphemos die Fruchtbarkeit dieser Gegend nach Ovid mit den Worten: »Sunt poma gravantia

ramos«. Thatsache ist es, dass in dieser Zone, inmitten der verwitterten Lava und dem vulkanischen Sande, sich eine äusserst üppige Vegetation von fast tropischem Anblick entwickelt, und so lässt denn auch eine bedeutende Volksmasse sich durch das fortwährende Drohen des Vulkans nicht abhalten, Nahrung, ja sogar Reichtum hier zu gewinnen. Die Bevölkerung Italiens mag im Durchschnitt 90 Seelen auf den Quadratkilometer betragen, am Fusse des Aetna hingegen, zwischen Giarre und Catania, beläuft sie sich auf nicht weniger als ca. 550 Einwohner pro Quadratkilometer.

Ueber der kultivierten erhebt sich die waldige Zone, bis sie in ca. 2000 m. Höhe die sogen. Schneegrotten erreicht, wo der Schnee zur Ausführung aufbewahrt wird. Hier standen im Altertum die berühmten urwaldähnlichen Wälder von Laub- und Nadelholz jeder Art; diese sind jetzt jedoch, ausser den Kastanienwäldern, grösstenteils zerstört, teils durch die Ausbrüche des Aetna, teils infolge von gedankenloser Ausrottung durch Menschenhand. Wenige Ueberbleibsel finden sich noch in den nördlichen und nordöstlichen Halden; es sind die Wälder von Bronte, Maletto, Castiglione, Malvagna, Randazzo, Cerrita, in denen sich immer noch kolossale Bäume vorfinden, wie z. B. die zwei riesenhaften Kastanien bei S. Alfio auf der nordöstlichen Seite; der eine dieser Bäume, Castagno della Nava genannt, mit einem Umfang von 7 m., ist allerdings vor Jahren teilweise verbrannt, der andere, der Castagno dei Cento Cavalli, ist jetzt verstümmelt durch das hohe Alter; sein Stamm konnte aber seinerzeit von sieben Männern nicht umspannt werden.

In der wüsten Zone, von 2000 m. ab bis zum Centralkrater, findet man im Anfang noch einige karge Vegetation niedriger Pflänzchen, die jedoch schnell abnimmt, bis sie schon unter 3000 m. Höhe vollständig aufhört. Man kann eigentlich nicht gerade behaupten, dass der Aetna thatsächlich in die Schneeregion reiche, denn im August und September, dank der Wärme, welche auch oben an günstigen Tagen in den Mittagsstunden 10^0 C. erreichen kann, ist selbst der Gipfel von Schnee fast entblösst. Ewiger Schnee findet sich so nur in gewissen Höhlungen, in kesselförmigen Löchern und an Stellen, die vor der Sonne geschützt sind, und zwar bis in die Nähe der waldigen Zone hinunter. Künstlich werden aber grosse Massen Schnee aufbewahrt. Dies geschieht, indem man an günstigen Stellen Schneefelder mit vulkanischem Sande bedeckt; dieser wirft die Wärmestrahlen zurück und der Schnee erhält sich so den Sommer über und wird dann nach ganz Sizilien und bis nach Malta ausgeführt;

ein ähnliches Schneereservoir besitzt Saloniki auf einem der benachbarten hohen Berge der Halbinsel Chaldike.

Wir wählen zur Abfahrt von Catania einen schönen und ruhigen Julitag; 5 Uhr morgens konsultieren wir unsern Aneroidbarometer, welcher eine atmosphärische Pression von 769 mm. bei einer Temperatur von 22° C. zeigt. Unsere Kutsche durchfährt die ganze Via Etnea, und dann fortwährend steigend, durchqueren wir herrliche, üppige, mit Oliven, Orangen, Citronen, Wein, Fruchtbäumen aller Art bepflanzte Regionen auf altem, verwittertem Lavagrund und Tuff, die unter dem Namen Fasano oder Licatia bekannt sind. Bis hierher reichte vor alten Zeiten der prachtvolle, von den Dichtern besungene Golf von Catania, der jedoch, wie es scheint, 124 Jahre vor der christlichen Aera durch eine Eruption ausgefüllt wurde. Diese Formation von Tuff gibt uns ein weiteres Beispiel von terrassenförmiger Erhebung des Bodens (300—400 m.), wie wir das schon an der Küste von Acireale gesehen haben. Jetzt steigt die Strasse drei bis vier Grade und unsere Blicke ruhen teils auf fruchtbaren Anpflanzungen, teils auf zackigen Lavoerflächen mit ihrem öden, trostlosen Aussehen. Nur der Fico d'India (*Opuntia*art) vegetiert auf diesem vulkanischen Gestein und seine mächtigen Wurzeln dienen dazu, die harte Lava zu spalten und nach und nach in Bruchstücke zurückzuführen.

Der Anblick der Gebäude und Ortschaften, die von Zeit zu Zeit die Landstrasse flankieren, wie Gravina, Mascalucia, mit ihren aus schwarzer Lava gebauten Häusern, kontrastiert mit dem der Villen, die von immergrünen Agrumen, Frucht- und Weingärten umgeben und von Palmen und Bananen beschattet sind. Neben dieser tropischen Vegetation finden sich leider auch zackige Lavafelder, die ähnliche grüne Gelände erbarmungslos begraben haben. Bald ändert sich die Landschaft; die Palmen, Orangen hören auf und wechseln mit Oliven- und Fruchtbäumen, während uns die Weingärten bis nach Nicolosi hinauf begleiten. Drei km. bevor wir in Nicolosi ankommen, befinden wir uns zwischen zwei Lavafeldern; das rechter Hand entstand im Jahre 1408, links liegt ein anderes von schwärzerem, vollständig nacktem, unheimlichem Anblick. Letzteres ist das Kind des schrecklichen Ausbruches, der kurz nach Untergang der Sonne am 11. März 1669 plötzlich eintrat; diese vulkanische Eruption ist eine der heftigsten, die überhaupt bekannt sind. Wir werden später den ganzen Strom in seiner ganzen Ausdehnung von dem Krater aus betrachten, der ihn hervorgebracht hatte. Wir sehen ihn bereits,

diesen Parasitenkrater; 948 m. hoch scheint er aus zwei Hügeln von roter Farbe zu bestehen und wurde früher Monte della Ruina, jetzt Monti Rossi, dank seiner roten Farbe, genannt. Am Fusse dieses Vulkans, welcher jetzt zwar erloschen, aber vor zwei Jahrhunderten die Ursache von viel Trauer und Jammer gewesen ist, liegt die Ortschaft Nicolosi; hier langen wir zwischen acht und neun Uhr nach einer Fahrt von drei Stunden an. Die niedrigen Lavahäuser des Dorfes, von düsterem Anblick, inmitten einer Welt von schwarzen Schlacken und vulkanischem Sande, machen einen ganz eigentümlichen Eindruck auf den Besucher und fast möchte man glauben, die ganze Ortschaft, ja selbst die guten Einwohner, welche uns entgegenkommen mit den bronzefarbigen, hageren Gesichtern, seien Produkte vulkanischer Thätigkeit.

Bevor wir nun die Reise nach dem Aetna selbst fortsetzen, ist es der Mühe wert, die Monti Rossi zu besuchen; wir verständigen uns also mit den Führern, welche die Maultiere und anderes nötige besorgen werden und verschieben die wirkliche Besteigung auf den nächsten Morgen. Der Kegel der Monti Rossi hat an seiner Basis, die elliptisch ist, einen Umfang von ca. 3 km. und erhebt sich 251 m. hoch über die Plattform von Nicolosi; die Flanken haben eine Inklination von etwa 32° . Er kann im übrigen ziemlich leicht bestiegen werden, nur ermüdet der tiefe vulkanische Sand sehr. Oben angelangt, begreift man, warum dieser Vulkan aus zwei Hügeln zu bestehen scheint; der Krater befindet sich nämlich, einem tiefen Kessel ähnlich, in der Mitte und die Gipfel rechts und links sind die Ränder der ausgestossenen und aufgetürmten Lava, Schlacken und Sandmassen. Wir können uns hier eine Idee machen von der innern Struktur eines Kraters. Die trichterförmig abfallenden Wände, gebildet von wildzerrissenen Laven, Schlacken, Sand, die zuerst durch die äusserst sauren Ausdünstungen in Angriff genommen werden und dann mit der Zeit der allmählichen Auflösung anheimfallen, zeigen uns offen die mineralischen Produkte, aus denen diese Krater bestehen. Von dem Krater schweift unser Blick nach der Richtung hin, welche die aus dem gespaltenen Erdboden ausgeflossene Lava genommen hat. Es ist eine falsche Idee, wenn man glaubt, dass das Innere der vulkanischen Krater der Ursprungspunkt der oft grosse Strecken Landes durchfliessenden, alles verheerenden Lavaströme sei. In dem Mechanismus einer Eruption bedeuten die Oeffnungen, welche im Hintergrunde des glühenden Abgrundes gelegen sind, nur die Kamine, die dazu bestimmt sind, dem Dampf und den gasförmigen

Faktoren freien Ausgang zu gewähren. Diese entwickeln sich im Innern der Erde unter ungeheuerem Drucke und führen die flüssige Lava mit sich fort, sobald sie sich jedoch der Oberfläche des Bodens nähern, vermindert sich die Pression und fortwährende Explosionen entwickeln sich, welche die Lava in Form von Bomben, Schlacken, Lapillen, Sand und Asche aus dem Schlunde oft bis in grosse Höhe empor auswerfen. Dieses Material fällt teilweise auf dieselbe Oeffnung zurück und, indem es um diese herum sich aufhäuft, entstehen die kegelförmigen Hügel mit dem trichterförmigen Schacht im Innern. Während der Bildung dieser neuen Berge jedoch hält sich die Lava einen Ausfluss frei und mit lautem Getöse und mit einer Kraft, welche keine Grenzen kennt, fliesst sie aus einer Erdspalte heraus, welche an der Basis des neuen, das Centrum der Eruption vorstellenden Kraters gelegen ist.

Wer niemals einen Ausbruch mit angesehen hat, der kann sich unmöglich eine Vorstellung machen von der Erhabenheit einer solchen Naturerscheinung. Bei einem solchen nähert man sich mit aller Vorsicht, so weit es möglich ist, dem aktiven, neuerstandenen Krater und nie wird man das schreckliche Schauspiel vergessen. Aus dem weitgeöffneten, trichterförmigen Schlunde fliegen, von Kanonendonner begleitet, grosse und kleine glühende Bomben bis zu beträchtlicher Höhe heraus! Es tost laut, wie in einer ungeheuern Esse, dann glaubt man lautes Knattern von Gewehrfeuer zu vernehmen, oft zuckt der Boden, auf dem man steht, konvulsivisch zusammen und am Fusse des Kegels ersehen wir einen breiten, gähnenden, weissglühenden Schlund, aus welchem brodelnd und siedend, pfeifend und zischend die rotflüssige Lava herausstürzt. Bald bedeckt sich aber der Feuerstrom mit den ebenfalls glühenden Schlacken, die fortwährend aus dem Krater fliegen; zum Berge häuft sich das Ganze auf und wälzt sich vorwärts, unerbittlich und unwiderstehlich. Man stelle sich vor, dass wir des Nachts uns allein und einsam, stundenweit von bewohnten Gegenden entfernt, inmitten der öden Stein- und Sandwüsten des Aetna befinden. Wie fühlt der Mensch sich da so klein und winzig, wie hilflos gegen solch machtvolle, schreckliche Kraft der Natur; unthätig muss er zusehen, sollte auch der glühende Strom sein Haus, sein Land, seine ganze Habe verschlingen. Es gibt gar keine Rettung, es bleibt nur die Flucht aus dem untergehenden Ort.

Doch steigen wir jetzt ab von den Monti Rossi und zwar auf der Nordseite, wo vier andere, kleine Eruptivkrater gelegen sind. Am Fusse können wir die Erdspalte besuchen, aus welcher anno

1669 die flüssige Lava geschossen ist. Sie ist an der Basis der Monti Rossi im Nordwesten und nicht weit von Nicolosi gelegen. Im Grunde des geräumigen Kraters finden wir die Oeffnung einer Grotte, in welche man, mit einer Fackel versehen, eintreten kann. Dann steigt man abwärts durch verschiedene Gänge, wie in einem Bergwerke, bis wir zu einem senkrechten Brunnen gelangen, durch welchen man eine Leiter benützen muss, um in die untenstehende, geräumige Kammer zu kommen. Im Hintergrunde dieser Grotte werden wir einen weiteren Gang gewahr, welcher jedoch nach und nach so eng wird, dass wir auf weitere Entdeckungsreisen verzichten müssen. Dieser ganze Apparat einer ehemaligen Eruption wird die Grotta delle Palombe genannt und ihr Entdecker, der berühmte Aetnologe Mario Gemellari, hat sich eigenhändig mit der Jahreszahl 1823 in der untersten Kammer an einer Wand verewigt.

Es ist 7 Uhr morgens. Der Barometer zeigt 713 mm., der Thermometer 21° C. Wir besteigen die Maultiere und durchreiten zunächst mit vulkanischem Sande tiefbedeckte Wege; rechts und links Wein, Feigen- und Fruchtbäume, die alle in dieser Asche gepflanzt sind und vortrefflich gedeihen; dann folgen Mengen von *Genista Scoparia*, die sich hier zu Bäumen mit dicken Stämmen und zu einer Höhe von 6—7 m. entwickelt. Jetzt überschreiten wir die zackige, schwarze Masse der Laven von 1886. Dieser heftige Ausbruch dauerte zwanzig Tage, hatte seinen Ursprung an den Monti Gemellari, wie diese neuentstandenen Berge getauft wurden, und fast wäre er dem Dorfe Nicolosi verhängnisvoll geworden, wenn nicht das breite, sich vorwärts wälzende Lavafeld hart vor dem Dorfe wie durch ein Wunder stehen geblieben wäre. Die armen Bewohner von Nicolosi glaubten an keine Rettung mehr, der Monte Gemellaro arbeitete mit ungewöhnlicher Wut, während der flüssige Berg mit rotglühenden Schlacken bedeckt sich unwiderstehlich gegen das bedauernswerte Dorf wälzte. Die Regierung requirierte Truppen und Carabinieri, die den Nicolosern helfen sollten, alles Bewegliche an sichern Ort zu schaffen; alles wurde geflüchtet, Hausrat, Menschen und Vieh, selbst Tür- und Fensterpfosten und die Dachziegel. Nicolosi glich nun der toten Stadt Pompeji, die Truppen bildeten einen Gürtel um das Dorf, um Neugierige zurückzuhalten, wegen der gefährlichen Explosionen der Cisternen. Die Nicoloser ihrerseits liessen nicht ab, zu beten und Gottesdienst unter freiem Himmel zu halten und endlich baten sie den Erzbischof von Catania, in Nicolosi eine Prozession abzuhalten mit dem Schleier der Sant' Agata, der Schutzheiligen

Catantias; diesem Schleier wird nämlich Wunderkraft zugeschrieben, denn anno 1669, als die Lava einen Teil Catantias zerstörte, da wurde derselbe in einer Prozession dem glühenden Strome vorgehalten und dieser, erzählt die Sage, wandte sich ab und verschonte den Rest der Stadt. Der Erzbischof sagte also zu, die Prozession wurde abgehalten; dem Schleier, welcher von einer weissgekleideten Jungfrau, als Symbol der Heiligen, die als Jungfrau den Märtyrertod erlitt, getragen wurde, folgten andere, gleichgekleidete Mädchen und dann die ganze Bevölkerung von Nicolosi, betend und weinend. Zu diesem feierlichen Zuge eines um Hülfe bittenden Volkes bildete einen seltsamen Gegensatz der lagernde Truppencordon und die Schar der hochgewachsenen, bärtigen Carabinieri; ergreifend war die ganze Scene in der verlassenen Ortschaft mit dem zischenden, brüllenden, Rauch und Feuer ausspeienden Berge im Hintergrunde. Merkwürdig, das Leben des Feuers des Monte Gemellaro nahm ab an Kraft, die Lavaquelle versiegte, der Strom machte Halt hart vor dem Dorfe Nicolosi und verschonte es und jubelnd kehrte die Bevölkerung zurück, jede Familie an ihren trauten, verloren geglaubten Herd.

Nachdem wir das Reich der Monti Rossi hinter uns haben, treten wir nach 2 km. Distanz in jene Zone ein, welche vor Zeiten bewaldet war. Auf der Lava von 1537 führt uns der Weg zwischen zwei Linien von antiken Kratern und zwar sehen wir, um die bedeutendsten zu nennen, rechts den Monte Fusaro, 902 m., und Monte Nocilla 956 m., links den Monte Peluso, 959 m., Monte Pagano, 904 m. und Monte Serra Pizzuta, 1037 m. Diese Berge sind alle mehr oder weniger mit Kastanien- und Laubholzbäumen bewachsen; wir finden auch ganze Felder von Farren, die in dem verwitterten Lavasand und Schutt eine ausgezeichnete, fette Nahrung finden. Dass diese vulkanische Verwitterung einen ausgezeichneten Boden ergibt, beweist uns die Thatsache, dass die meisten jener antiken Vulkane, welche nicht zu hoch gelegen sind, bis oben an ihre Gipfel mit dem allerbesten Erfolge bepflanzt werden. So sind viele dieser Berge, die bei Pedara auf dem Wege nach Zaffarana gelegen sind, bis oben und selbst im Kraterinnern dicht mit Wein bepflanzt, welcher ein ausgezeichnetes Produkt, den berühmten Aetnawein, liefert. Höher gelegene Hügel bringen dank ihrem nahrhaften Boden noch dichtes Laubholz hervor; man möchte sagen, dass dort die Vegetation ihre letzten Anstrengungen macht, die ungünstigen Verhältnisse, unter welchen sie ihrer Höhe wegen lebt, zu besiegen.

Nach einem zweistündigen Ritte wird der Weg steiler und wir

lenken in einen schmalen Pfad ein, welcher sich wieder zwischen zahlreichen Kegeln von der Höhe von 1364—1525 m. hinschlängelt. In diesem Thale nun befindet sich inmitten eines schönen, ausgedehnten Kastanienwaldes die sogenannte Casa del Bosco, ein Gehöft, das die Waldhüter des Herzogs von Ferrandina, welchem grosse Landstrecken gehören, bewohnen. Nachdem wir in dem lieblichen Walde gefrühstückt, geht es wieder weiter zwischen zahlreichen kleineren Kratern rechts und links von unserm Wege. Dieser wird nun immer schwieriger, bei einer Steigung von 18 bis 20 Grad; die Maultiere treten mit Vorsicht auf die teilweise bröckelnden Gesteine von uralten Laven; die Vegetation ist sozusagen ganz verschwunden, und es finden sich nur noch einige niedrige Pflanzenarten, wie z. B. der Spino Santo (*Astragalus Siculus*), der wegen seiner runden Form wie weiche Kissen aussieht, in Wirklichkeit aber eine Menge harter und scharfer Dornen in sich birgt. Mit diesem niedrigen Gestrüppe, dessen gelbliches Grün scharf von dem schwarzen Boden absticht, werden nun die 7—800 Species, aus welchen die kultivierte und waldige Zone besteht, abgeschlossen, denn ausser dem Spino Santo finden sich nur noch wenige andere Pflänzchen und Flechten, welche die massive Lava mit gelben, weissen, grauen Flecken bedecken, bis auch diese gänzlich aufhören und in der einförmigen Sandwüste des Piano del Lago, dessen Dürsterkeit keine freundliche Farbe mehr unterbricht, jedes Leben vollständig aufhört.

Auch die Temperatur ist gefallen, die Luft, die wir atmen, ist trocken. Hier finden wir auch die schon genannten Schneegruben. Rechter Hand liegen die Monti Sylvestri und von unserm erhöhten Standpunkt sehen wir in den weitgeöffneten Schlund des ersten dieser Krater hinein; auch die Boccherelle di Fuoco bemerken wir, aus welcher die Lava von 1766 floss. Linker Hand befindet sich der Monte Nero dei Zappini, 2148 m., rechts der Monte Castellazzo und wir selbst gehen auf einer Lava von 1780. Später streifen wir einen andern bedeutenden Lavafluss von 1763, dessen Krater ein eigentümlich frisches Aussehen hat, da er von Schlacken aus rotfarbigem Eisenoxyd gebildet ist, so dass man glauben möchte, er sei jetzt noch thätig. Er scheint eine Fortsetzung der Basis jenes Sporns zu sein, welcher im Süden des Aetna erscheint und Montagnola genannt wird. Dieser letztere ist einer der grössten Vulkane, welcher in vergangenen Epochen gebrannt hat; er erhebt sein Haupt bis zu 2642 m. über dem Meeresspiegel. Von da ab wird der Weg sehr steil, während die Masse der Montagnola uns verhindert, den Hauptkrater zu sehen,

der bis jetzt unser sicherer Führer war. In der Höhe von 2100 m. angelangt, treten die Tiere mit noch grösserer Vorsicht auf und oft ausruhend, atmen sie schwer durch die Nüstern. Rückwärts schauend, sehen wir, wie der Horizont sich stetsfort erweitert: unter uns dehnt sich Sizilien aus und das weite, blaue Meer! Es wird immer kälter. Feierlich ist die Stille dieser hohen Region, mächtig wirken auf unser Gemüt die veränderten Luftverhältnisse, so dass viele verstummen, unwillkürlich und ohne sich Rechenschaft geben zu können über das, was in ihrem Innern vorgeht. Endlich geht es um die letzten Felsen der Montagnola herum und unwillkürlich entschlüpft unseren Lippen ein Ausruf der Bewunderung. Vor uns liegt das ungeheure Hochplateau, welches man den Piano del Lago nennt. Diese Hohlfläche ist vollständig von schwarzem, nacktem, gleichförmigem Lavasand gebildet; im Norden begrenzt sie die Basis des Centralkraters, im Süden der Gipfel der Montagnola, im Osten der obere Rand der Valle del Bove und im Westen ein anderer Krater, Monte Frumento, 2844 m. Der Name »Seefläche« ist eigentlich gerade das Gegenteil der Wirklichkeit, denn das ganze Plateau ist von absoluter Dürre und Unfruchtbarkeit. Hier fehlt jedwede Alpenflora und nur anfangs finden wir vier bescheidene Pflänzchen, Phanerogamen wie die *Robertsia taraxacoides*, der *Senecio aetnensis*, die *Artemisia aetnensis* und das *Tanacetum vulgare*. Die ersten drei Species sind dem Aetna eigen, die andere kommt auch anderwärts häufig vor. Das Durchreiten dieser öden Wüste macht einen merkwürdigen Eindruck auf den Besucher, die fröhlichste Brigade verstummt, mühevoll stampfen die Maultiere durch den lockern Boden; die zunehmende Kälte und der niedere Barometerstand — denn wir sind jetzt schon bei 2800 m. angelangt — bewirkt bei Vielen ein unerklärliches Unbehagen. Nach einem Ritt von zwei Kilometern nähern wir uns dem Observatorium. Am Fusse des Hauptkraters gelegen, besitzt es einen Nebenbau, welcher dem Reisenden als Zufluchtsort für die Nacht dient. Früher war an dieser Stelle nur ein bescheidenes Häuschen, Casa Inglese genannt; dank den Bemühungen des leider zu früh verstorbenen Gelehrten Professor Orazio Sylvestri, der sein Leben dem Studium des Aetna widmete, ist seit etwa zehn Jahren das Observatorium an jenes angebaut worden, ein einfaches, einstöckiges, massives Gebäude, in dem sich ein Teleskop, sowie seismische und andere Instrumente befinden. Auch wurde unlängst eine Telephonlinie vom Observatorium bis nach Nicolosi errichtet. Noch einige Anstrengung und endlich sind wir angelangt. Der Führer zieht den Schlüssel hervor und wir

treten ein in das stille Gebäude, das für diese Nacht uns willkommenes Obdach geben soll. Es fällt jedem sogleich ins Auge, wie wichtig diese Station für die Wissenschaft sein muss; auch abgesehen von der Beobachtung des Vulkans selbst, denn im Mittelpunkt des Mittelmeerbeckens gelegen, hat sie eine Höhe von fast 3000 m. Der untere Teil der Wolkenschichten bleibt also unter ihr und die atmosphärischen Strömungen, welche frei vom Nordpol bis zum Aequator ziehen, streifen vorüber, ohne auf ihrem Wege Hindernisse überwinden zu müssen. So ist es denn möglich, nicht nur die vulkanischen Naturerscheinungen des Aetna zu beobachten, sondern man kann hier in physikalischer und dynamischer Hinsicht die hohen Luftschichten untersuchen und nicht minder kommt die ausserordentliche Durchsichtigkeit der Luft astronomischen Arbeiten zu statten.

Um 5 Uhr nachmittags, d. h. nach einem fünfstündigen Ritt von der Casa del Bosco, wo wir gefrühstückt haben, zur Casa Inglese gelangt, finden wir bei sehr günstigem Wetter eine Temperatur von 7° C. über Null und einen Barometerstand von 537 mm. In den fünf Stunden seit der Casa del Bosco ist also die Temperatur um 18° C., seit Catania, wo die mittlere Temperatur im Juli 28° C. ist, um 21° C. gesunken; hätte hier aber der Ponente Caldo oder Africano geblasen, so hätte man in Catania 41° C. im Schatten gehabt und dann kann der Temperaturunterschied sogar 35— 40° C. ausmachen. Dazu kommt eine Pressionsabnahme des Barometers von 233 mm. Wenn man diese rasche Veränderung der Temperatur- und Pressionsverhältnisse in Betracht zieht, so kann man es begreiflich finden, wenn viele Besucher des Aetna der Schwester der Seekrankheit, der »Bergkrankheit«, wie sie auch hier genannt wird, einem grässlichen Unbehagen, das mit heftigem Kopfweh begleitet ist und selbst bis zum Erbrechen sich steigern kann, anheimfallen. Bevor ich den Aetna zum erstenmal bestieg, glaubte ich an Uebertreibung, wenn man vom mal di montagna sprach; als es mir aber in der ersten Nacht, die ich dort oben zubrachte, jämmerlich zu Mute wurde, ganz wie auf meiner ersten Seereise, da musste ich eben doch daran glauben. Ein Wunder ist aber dieses Leiden nicht. Berechnet man nämlich die Abnahme des Luftdrucks für einen Mann von körperlicher Durchschnittsverfassung, so ergibt sich, dass dieser am Meeresspiegel 15,495 kg. betrug, während er in der Casa Inglese bei 23,3 cm. Abnahme der Barometerpression nur noch 10,765 kg., am Kraterrand, bei 25,7 Abnahme der Pression noch 10,255 kg. beträgt. Dazu kommt der Nervenreiz einer fast plötzlichen Temperaturabnahme um 18

bezw. 22°C. , der zusammen mit dem Mindergewicht von Luft, welches man trägt, das Gefühl der Beengung und Bedrückung erzeugt infolge des verstärkten Blutdruckes von innen nach der Körperoberfläche zu. Ausserdem nimmt man an, das Uebelsein oder Unbehagen, das sich unser bemächtigt, sei auf die durch die verminderte Pression reduzierte Spannung des Sauerstoffes zurückzuführen, indem das Gas des Lebens nicht mehr in der nötigen Menge in das Blut und die Gefässe eingepresst wird, um die Verbrennung in unserm Körper in der normalen Energie zu erhalten. Versuche haben gezeigt, dass es genügt, den Sauerstoff der Luft künstlich zu vermehren, um das Bergweh zu verjagen. Ohne solche künstliche Hülfe ruft die Verdünnung der Luft eine vermehrte Arbeit unserer Lungen hervor, man atmet schneller und mit schnellerem Verbrauch der Kräfte, die sich bei der herrschenden Kälte ohnehin rascher verzehren.

Als bald machten wir nun noch einen kleinen Spaziergang, der uns erst nach einem Schachte, aus welchem heisser Wasserdampf hervorströmt, dann über Schneefelder nach dem sog. Philosophenturm führte. Dem Empedocles zugeschrieben und vielleicht römischen Ursprungs diente dieser den Normannen als Wachturm; heute bietet er dem Besucher einen herrlichen Ausblick auf die dürre, schwarze Wüste zu seinen Füßen und die lachenden Gefilde Siziliens und das blaue, schimmernde Meer in der Tiefe. Noch herrlicher ist der Anblick, der sich uns von einer nahen Kanzel aus uralter Lava eröffnet. Vor uns gähnt plötzlich die weltberühmte, tiefe »Valle del Bove« mit ihren senkrecht abstürzenden Wänden. Im Nordosten von diesem Thal aber erhebt sich der nackte Kegel des Monte S. Simone, der nach dem Tage seiner Entstehung im Jahre 1811 den Namen hat. Vom 22.—24. Oktober 1811 befand sich der Boden in fortwährendem Schwanken, bis endlich nach verschiedenen heftigen Erdbeben die Erde am 27. jenes Monats sich plötzlich spaltete! Verschiedene Krater entstanden; aus dem letzten erhoben sich ungeheure Wolken von schwarzem Sande, Bomben und dichter Dampf verschiedener gasförmig gewordener Substanzen, und unter diesen quoll eine grosse Quantität Lava hervor, welche, noch genährt aus dem Central- und anderen Kratern, eine aussergewöhnliche Breite annahm. Am 24. April 1812, d. h. sechs Monate nach dem Beginne des Ausbruches, hatte die Lava mehr als 3 km durchflossen. Unter dem Monte Simone, fast im Centrum des Valle del Bove, bemerken wir zwei interessante Krater. Diese verdanken ihr Entstehen dem schrecklichen Ausbruch von 1852. Gleichzeitig mit diesem Ausbruch gewährte, was selten

vorkommt, der aktive Hauptkrater einen grossartig schrecklichen Anblick. Die auch aus diesem hoch aufliegenden, rotglühenden Bomben, die dumpfen Donner, die düsteren Feuersäulen, dabei die erschütternden Schläge der Explosionen, inmitten des nach allen Seiten hin wogenden Feuermeers, stellten eine wundervolle, zu gleicher Zeit aber Entsetzen und Furcht erregende Scene dar.

Während der Schatten des Aetna sich über die Gefilde unten, dann über das Meer hin immer weiter ausbreitete, kehrten wir zurück zur Casa Inglese. Trotz unserer Winterkleider und dicken Mäntel fror es uns recht; Hunger und Müdigkeit machten sich auch fühlbar. So erfreute uns die Einladung des Ingenieurs Mascari doppelt, in seinem Privatzimmer mit ihm zu speisen, in welchem ein Kaminfeuer lustig prasselte. Da hier oben das Wasser schon bei 89° C. siedet, so waren wir froh über seinen papinianischen Topf, in welchem die Kartoffeln gar wurden; sie schmeckten ausgezeichnet zusammen mit dem Proviant von kaltem Fleisch, Schwertfisch und anderem Leckeren, das wir von Catania mit herauf gebracht hatten, und der feurige Nicolosiwein trug natürlich auch dazu bei, die gemüthliche Stimmung noch zu heben; Scherze flogen und Toaste wurden ausgebracht, bis ein Glas Marsala das treffliche Mal abschloss. Die Natur forderte aber ihr Recht und so streckten wir nun die müden Glieder auf die schmalen, dünnen Matratzen in kastenförmigen Gestellen und deckten uns zu mit unseren Mänteln und den mitgenommenen Decken. Freilich an guten Schlaf ist in dieser ungewohnten Höhe nicht zu denken.

Um 2 Uhr morgens ist es Zeit, uns auf den Weg zu machen. Fröstelnd durchkreuzen wir eine Ebene, bedeckt mit Schlacken des Lavaergusses von 1838, von dem ein Arm gegen die Casa Inglese floss und sie bedrohte. Hier erblickt man viele Erdspalten, aus welchen heisser Wasserdampf strömt, und grosse, zersetzte und deshalb weissliche Lavablöcke, welche aus dem Schlunde des Hauptkraters geschleudert wurden. Einige Hülfe bietet uns bei der Besteigung des steilen Kegels anfangs noch die Moräne des Lavaausflusses von 1863. Der Kegel selbst hat im allgemeinen eine Inklination von 32 bis 33 Grad und ist vollständig mit einem Mantel von Sand, Schlacken und Lavastücken verschiedener Grösse bedeckt. Dieses bewegliche Material macht im Aufstieg bedeutende Schwierigkeiten; denn beim festen Auftreten geben unter unserm Fusse Sand und Lavastücke nach und diese rollen mit lautem Getöse in die Tiefe hinunter. Hiezu gesellen sich die scharfen Winde, die in diesen hohen Regionen fast

niemals fehlen, die verdünnte Luft, die unsere Lungen bedeutend anstrengt und die erstickenden Dämpfe von schwefliger Säure, die aus tausend im Krater gelegenen Kaminen strömen. Doch die Anstrengung hat uns erwärmt und die Ungeduld, den Gipfel zu erreichen, gibt uns die Kraft, uns vorwärts und hinauf zu arbeiten, bis endlich der Weg so schwierig wird, dass wir, unsere Menschenwürde ganz vergessend, uns in Vierfüsser verwandeln und so dahin kriechen, bis endlich nach einem mühevollen Aufstieg von ungefähr einer Stunde der südliche Rand des Kraters erreicht ist. Bevor wir aber die neue, wundervolle Scene in Augenschein nehmen, ruhen wir, auf dem warmen Sande ausgestreckt, von den Strapazen der letzten Periode des Aufstieges aus.

Vieler Leute bemächtigt sich, wenn sie an diesem Punkte angekommen sind, ein tiefer, lethargischer Schlummer, aus dem man sie nur mit Mühe erweckt. Ist aber die erste Ermattung überwunden, so entschlüpft uns ein Ausruf des Erstaunens. Und wirklich, die Empfindungen, die uns ergreifen, gehen weit über das gewöhnliche Fühlen hinaus! Haben wir doch von diesem höchsten der europäischen Vulkane aus den Ausblick auf einen Horizont, der fast nach allen Seiten hin unbegrenzt zu sein scheint, befinden uns am Rande eines grossartigen Abgrundes, welcher mit den Eingeweiden der Erde in Verbindung ist, stehen vor und auf einem Mittelpunkt der Ausströmung der innern Kraft unseres Planeten und hören auf dem oft, selbst in Zeiten der Ruhe, erbebenden Berge die unterirdischen Donner der Tiefe.

Während der Horizont noch dunkel ist und nur das erste bleiche Licht uns das Aufgehen der Sonne ankündigt, richten wir unsern Blick in den Krater, der eine tiefe Schlucht mit steilen Wänden darstellt, aus welcher geräuschlos weisse Dämpfe aus tausenden von Kaminen aufsteigen, die sich an den Wänden und am Rande des Kraters befinden. Diese Wände und Ränder des unheimlichen Schlundes erscheinen von zahlreichen Spaltungen unterbrochen, von Hügeln und Thälern, von Spitzen und Löchern; sie sind teilweise von Laven bedeckt, die, zerfressen, zusammengerollt, zerquetscht und in tausend Weisen verschlungen, irgendwo einen Anhaltspunkt fanden, als der Aetna sie aus seinem Schlunde schleuderte, und so daran verhindert wurden, wieder in die geheimnisvolle Tiefe zurückzufallen. In Zeitpunkten der Ruhe erscheint uns dieses düstere Chaos unter dem Einfluss der unsichern Beleuchtung des ersten Morgengrauens wie eine Welt des Todes, und wir sind umsomehr darüber erstaunt,

als wir uns die ganze Natur hier in einer ganz besondern Thätigkeit vorgestellt hatten. Wird jedoch der Gipfel zur Zeit einer Eruption erstiegen, dann ändert sich die Scene gewaltig! Da wird der Krater mit Unterbrechungen von vier bis fünf Minuten plötzlich von lebhaften Feuern erhellt; diese rühren von der glühenden Lava her, die aufsteigt und dann wieder in den Schlund zurücksinkt. Erkennbar sind diese Vorgänge an den lauten Verpuffungen, die wir kurz nach der Lichterscheinung vernehmen. Tief und dumpf vernehmen wir sie anfangs, dann werden sie immer lauter und stärker, bis zuletzt unter Donnerschlägen und einem Beben und Zittern der Erde plötzlich weisse, saure Dämpfe aufsteigen. Diese durchbrechen den weichen Teig der flüssigen Lava mit genügender Spannung, um Explosionen mit Projektion von Material in Form von Bomben, Schlacken und feiner Asche hervorzubringen. Während die grössten Stücke dieses Materials wieder in den Schlund zurückfallen, fliegen die kleineren, sowie die Asche weit über den Krater hinaus. Im Augenblick einer jeden Explosion entsteht eine Trübung der atmosphärischen Pression; zugleich hören die tausend weisse Dämpfe ausstossenden Kamine auf zu rauchen, bis sie nach einigen Sekunden wie durch Zauberschlag ihre gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen.

Mit verdoppelter Gewalt und Tiefe ergreift es uns an diesem Platze, wo unheimliche Kräfte im dunkeln Abgrunde schaffen, wenn sich unser Blick von ihm erhebt und hinausschweift über die weite Welt, über der das erste Licht des Tages empordämmert. Von dem herrlichen Schauspiel, das ein Sonnenaufgang am Rande des alles ringsum weit überragenden Kraters bietet, vermögen Worte nur einen schwachen Begriff zu geben. Dunkelstahlgrau und unbestimmt in seinen Formen liegt in der Dämmerung das schlummernde Land unter uns. Dann erheben sich nach und nach verschiedene farbige Schichten von dichten Dünsten, die sich schieben und drängen und sich von Augenblick zu Augenblick in der Form verändern, um endlich eigentümliche, mit zierlichen, purpurroten, orangegelben und mit lebhaft feuerfarbigen Fransen schön verzierte Wolken zu bilden. Dann, schneller als man es aussprechen kann, sendet uns der aufblitzende Tag seine Strahlen zu, die, obwohl noch kalt und schwach, mit Windeseile über die Oberfläche des Meeres hinstreichen, um zuletzt unser Auge zu treffen, ein freundlicher Gruss der Mutter Sonne. Bald erblicken wir am weiten Horizont ihr majestätisches Antlitz; blutrot und umgeben von unregelmässigen Linien steigt sie auf und scheint sich des jungen Tages zu freuen und uns liebevoll

zuzulächeln. Jetzt zeigt sich ein Aequatorialkranz, die Scheibe nimmt eine regelmässigere Form an, nur bleibt sie noch von ausserordentlicher Grösse. Rasch folgen sich all diese Erscheinungen, bis ein herrliches, unser Auge blendendes Licht in einem Nu in der Schöpfung sich ausbreitet und das erst noch so bleiche und schwache Bild der Welt um uns und unter uns scharfumrissen und farbenprächtig sich gestaltet. Aber auch dann noch bleibt im Westen eine grosse Strecke Land im Dunkeln. Ueber sie breitet sich der Schatten des Aetna, der riesengross und in konischer Form auf den Boden Siziliens projiziert wird. Allmählich wird dieser Schatten, der sich im Anfang über eine grosse Spanne, fast bis zum Meridian von Palermo, erstreckt, immer schärfer in seinen Umrissen; zugleich aber verkürzt er sich auch rasch, um zuletzt auf die Projektion des Gipfels, auf dem wir stehen, reduziert zu werden. Indessen verschwinden infolge der zunehmenden Wärme die Dünste im äussersten Osten, sowie die Nebel, die am frühen Morgen Land und Meer umgürteten, so dass das Auge bei günstigem Wetter sich frei auf einem ungeheuern Gebiete von ca. 22 Myriameter im Umkreis ergehen kann. Die ganze Insel Sizilien liegt, einer kolossalen Landkarte gleich, vor uns ausgebreitet, und mittelst eines guten Fernrohrs kann ihre dreieckige Form bestimmt erkannt werden.

Schauen wir nach Osten, von Catania ausgehend, so erblicken wir zu unserer Linken die vom fast unbegrenzt erscheinenden jonischen Meere benetzte Küste und weiter nach Norden erscheint uns das unterste Calabrien mit Reggio, dem Kap Spartivento und die letzten Züge der Apeninnen in solcher Nähe, dass man glauben möchte, man könne sie greifen. Einem kleinen Bache ähnelt die Strasse von Messina und die Spitze des Faro scheint fast mit der calabrischen Küste zu verschmelzen. Dann ruht unser Blick auf der rauchenden Insel Stromboli. Von Milazzo ab folgt unser Auge der nördlichen, vom tyrrhenischen Meere benetzten Küstenlinie und deutlich sehen wir Patti, Cefalu, Termini und Palermo, während die westliche Küste mit Trapani und Mazzara kaum mehr mit Genauigkeit zu unterscheiden ist. Im Süden hingegen sehen wir das afrikanische Meer, das Kap Passero und Pachino, weiter östlich Syracus, den schönen Busen von Augusta, endlich das Kap Santa Croce, das Delta des Flusses Simeto und schliessen den Rundblick mit dem unter uns glänzenden Golf von Catania.

Ganz vertieft in dieses grossartige Schauspiel lassen wir unsern Blick unermüdlich bis in die grössten Entfernungen schweifen; all-

mählich beeinträchtigt die wachsende Wärme des Tages mit den aufsteigenden Dünsten die Aussicht und wir sind genötigt, uns mit der nächsten Nähe zu begnügen. Von unserm hohen Standpunkte aus gesehen, verschwinden die niedrigeren Hügel und man bemerkt nur die höheren drei Gebirgszüge, von denen die Insel durchquert und bekanntlich in drei Thäler geschieden wird: das Val Demone, Val di Noto und Val di Mazzara. Die Berge »Le Madonie« südlich von Cefalu und die Nettunici sind die höchsten dieser Züge; deutlich sichtbar sind auch die Berge von Castrogiovanni und Calascibetta, wo in den unbepflanzten und dürren Gefilden sich die reichen Schwefelbergwerke finden. Vom Kap Taormina geht eine Bergkette aus, die einen Halbkreis bildet und beim Kap von Augusta wieder das Meer erreicht. In dieser Hemisphäre liegt die gewaltige Masse des Aetna, rechts und links ist sie von den Flüssen Simeto und Alcantara, im Osten vom Meere begrenzt. Alles erscheint, wie auf Leinwand gemalt vom kahlen Gipfel des Berges bis zu seiner Basis, über welche inmitten der üppigsten, fast tropischen Vegetation die Städte, Dörfer und Flecken hingestreut sind. Wir schauen die dunkeln Wälder des nördlichen Abhangs, die erloschenen Krater mit dem trichterförmigen Schlund, Zeugen der unzähligen, mehr oder weniger schrecklichen Seitenausbrüche des Riesen, die nur nicht kräftig genug waren, den hohen, stets geöffneten Gipfel zu erreichen.

Es ist über unserm Schauen und Staunen 6 Uhr geworden und so ist es nun Zeit, dass wir uns mit der Besichtigung des Kraters und mit dem Abstieg in ihn befassen. Etwas unbequem ist die Wärme, die wir selbst durch das dicke Schuhwerk hindurch fühlen; im übrigen kann man den Rand des Kraters ohne Gefahr umschreiten. Hiezu sind drei Viertelstunden notwendig, wobei man ca. $1\frac{1}{3}$ km. zurücklegt. Der Durchmesser des Kraters beträgt etwas mehr als 400 m., wobei der Rand übrigens nicht allenthalben gleich hoch ist, sondern Unterschiede von ca. 18 m bietet; auch rufen die jeweiligen Ausbrüche auf dem Gipfel gewöhnlich Veränderungen hervor. Waltershausen entdeckte zwei grosse vormalige Krater, die einer nach dem andern entstanden sind und zwar vor der Bildung des gegenwärtigen, an dessen Stelle sie thätig waren. Den ältesten nannte Sartorius Krater des Piano del Lago, seine Spuren sind auf dem Plateau gleichen Namens noch ersichtlich und er besass einen Durchmesser von ca. 1800 m. Der zweite, der elliptische Krater genannt, zeigt seine Ueberreste im Norden des Piano del Lago und ist teilweise vom jetzigen Krater bedeckt. Seine beiden Durchmesser werden auf 4150 und 3000 m geschätzt.

Es ist uns möglich, etwa 60 m in das Innere des Centralkraters hinabzusteigen, die Abfahrt ist im südlichen Teile nicht sehr schwierig, unmöglich an den anderen Seiten. Unten angelangt, glaubt man in einem tiefen Thale zu sein, das ca. zwei Drittel der Aera des ganzen Kraters einnimmt. Im Osten ist es von steilen, zackigen, fast senkrechten Wänden begrenzt, im Norden erblickt man eine Art von Sattel, der den jetzigen Krater von einem kleinern, ehemaligen scheidet, im Süden ist die schiefe Ebene, auf welcher wir abstiegen, im Westen endlich haben wir eine Gesellschaft von kleinen Bergen aufgehäufter Lava, die im Halbkreis fast die Hälfte des Kraters umgürten. Von unserm Standpunkte aus können wir in den Schlund des Aetna schauen. Trichterförmig ist sein oberer Teil, weiter unten aber verengt er sich in Form einer weiten Röhre, den Grund vermag unser Auge nicht zu erreichen, da Rauch, Sand und glühende Lava aus dem Innern aufsteigen. Nur in Epochen grosser Ruhe ist es möglich, bis auf tausend Meter hinabzuschauen. Lösen wir einen grössern Lava-block von den Wänden ab, so stürzt er tanzend und hüpfend hinunter in die Tiefe; erst stösst er an den Wänden des Trichters, dann an denjenigen der Röhre an, bis er endlich, im Grunde angekommen, einen hohlen, schrecklichen Donner hervorruft, der in dem geheimnisvollen Schlunde wiederhallend, uns den Beweis der höhlenartigen Beschaffenheit des Berginnern liefert. Der ganze Schacht nimmt etwa den dritten Teil des grossen Thales ein, in dem wir sind, und wenn wir nicht die Hülfe von Stricken in Anspruch nehmen, um tiefer in den Trichter hinabzusteigen, so ist jedes weitere Untersuchen unmöglich, denn es wäre gewiss, dass wir in den gähnenden Abgrund rettungslos hinunterstürzen würden. Sonst können wir uns den Kessel überall ohne Gefahr ansehen und von dem beschriebenen Schlunde abgesehen, möchten wir fast glauben, uns eher in einem friedlichen Thale, als in dem Krater eines so bedeutenden Vulkans zu befinden. Wir werden in Bälde so vertrauensvoll, dass wir uns gerne so lange als möglich hier unten aufhalten, denn wir haben hier Schutz vor dem scharfen Winde, der oben niemals fehlt, und gerne wärmen wir uns an einem der vielen harmlosen Kamine, die heissen Wasserdampf austossen. Sollte aber der nahe Abgrund deutliche Zeichen einer grössern Aktivität durch dumpfe Donner, drohendes, fernes Knallen und Beben des Bodens von sich geben, so wird das Verbleiben nur noch interessanter.

Ein ganz eigenes Gefühl bemächtigt sich unser in diesem merkwürdigen Amphitheater: jedwede Vegetation fehlt hier und auch

nicht das leiseste Geräusch, verursacht durch lebende Geschöpfe, stört die feierliche, nur hie und da durch ein dumpfes Dröhnen unterbrochene Stille; alles scheint dem Tode geweiht zu sein, und in dieser ungeheuren Werkstatt der Erde glaubt man die Geheimnisse der Natur entdecken zu können; man fühlt sich kühn, stolz und verwegen. Wir begreifen nun den Ursprung so vieler Sagen, die uns in der Geschichte der alten Völker erzählt werden. Der Gigant Enkeladus, so erzählten sich die Alten, wurde getroffen vom Donnerkeil Jupiters, worauf die Insel Sizilien auf seinen gewaltigen Leib geworfen wurde. Sein rechter Arm ruht unter dem Píloro, der linke unter Pachino, die Beine sind unter dem Lilibeo und auf dem Kopfe lastet der Aetna. Die Flammen und die glühenden Massen kommen aus seiner Brust, die Erdbeben sind die Folgen seiner Zuckungen. Im Mittelalter glaubte man, der Aetna mit seinem Krater sei die Vorkammer der Hölle und seine Ausbrüche seien Vorzeichen schrecklicher Ereignisse. Unsere Zeit befasst sich mit Versuchen, Untersuchungen und mit Beobachtungen, um Wesen und Ursache der unterirdischen Feuer vollends zu ergründen und das Problem der Vulkanicität zu lösen, wozu nirgends eine bessere Gelegenheit sich bietet, als eben auf dem Aetna.

Doch es ist schon spät geworden und Zeit, uns aufzumachen. Noch einmal erklimmen wir den Krater und Bergesgipfel. Hierauf überlassen wir uns unserm eigenen Gewicht auf dem weichen, beweglichen Sande, und mit wachsender Schnelligkeit geht's hinunter bis zum Fusse des Kegels; dann durchgehen wir den obern Teil des Piano del Lago und in einer halben Stunde sind wir wieder bei der Casa Inglese angekommen, wo wir uns vor der Abfahrt noch mit Speise und Trank gehörig stärken, um dann, sinnend über das Gesehaute, Gewaltige, hinabzufahren in das Alltagsgetriebe der kleinen Menschen.

* * *

Nachschrift. Einen ganz eigentümlichen Anblick bietet der Aetna vom mittelländischen Meere aus, wie die Schiffsgesellschaft des Ende April 1874 von Port Said kommenden Rubattino-Dampfers »Persia« zu beobachten Gelegenheit hatte. Als sie eines Abends nach dem »Mittagessen« auf Deck kam, war am nördlichen Horizont eine Pyramide sichtbar, von der eine Rauchsäule aufstieg. Nach einigem staunendem Hinschauen ging es von Mund zu Mund: Aetna! Noch war sonst von Land nichts zu sehen. Immer grösser wurden die

Umriss dieses ersten Stückes Europa, das viele nach jahrelanger Abwesenheit im fernen Osten zu sehen bekamen, bis dann die Südspitze Calabriens und die Ostküste Siziliens aus der Flut auftauchten und der Dampfer in die Strasse von Messina einfuhr.

Später wiederum, vom liparischen Meere aus gesehen, bildete die schneebedeckte Kuppe der Riesenpyramide einen seltsamen Kontrast zu der dem Krater entsteigenden Rauchsäule.

Red.

—*—

Ceylon.*)

Lanka- oder Singhala- (Simhala-) Dwīpa, das sagenumwobene Eiland gegenüber der Südspitze Indiens, hat seit alter Zeit die Phantasie der arischen Rasse lebhaft beschäftigt. Unsere indischen Vetter haben ihm schon vor mehr als 2000 Jahren in Vālmiki's Rāmāyana, der epischen Geschichte Rāma Chandra's, des Königssohnes von Ayōdhya, ein litterarisches Denkmal gesetzt, dessen tropisch-üppige Phantasie bis heute ihren Zauber nicht eingebüsst hat. Sieht doch der Hindu jetzt noch in der sogenannten Adamsbrücke die letzten Reste der Berge, die der Affengeneral Hānuman ins Meer geworfen hat, um den Uebergang von Rāma's Heer nach Lanka zu ermöglichen auf seinem Kriegszuge gegen Rāvana, den Fürsten der Rākshasa und Räuber seiner Gemahlin Sita. Dieser Fabel liegt wohl die Thatsache der Eroberung der Insel durch ein arisches Volk mit Hülfe der »Affen« oder Barbaren (das Sanskrit-Wort kann beides bedeuten), d. h. eines nicht-arischen südindischen Volksstammes, zu Grunde. Schon im Anfang unserer Zeitrechnung scheinen, nach Münzfunden zu urteilen, römische und später arabische Kaufleute

*) Mit Benutzung von „Ceylon“, von Emil Schmidt-Leipzig; Schall & Grund in Berlin. Dieses sehr empfehlenswerte Buch zeichnet sich gleich dem früher erschienenen Werke desselben Verfassers: „Reise in Süd-Indien“ (siehe Mitteilungen 1895 I. Heft S. 32) durch genaue Beobachtung und nüchterne, anschauliche Darstellung aus. Eine willkommene Zugabe sind 39 Lichtdruckbilder: Pflanzen, Landschaften und Rassentypen. Bei ersteren sind uns zwei irrtümliche Bezeichnungen aufgefallen. Das Bild bei S. 112 zeigt nicht den Brotfruchtbaum (*Artocarpus incisa*), sondern den Jackbaum (*Artoc. integrifolia* L.), dasjenige bei S. 196 nicht *Ficus elastica*, sondern *Ficus Bengalensis* L. (*Urotigma* Beng. Miq.).